

**ZUM 110. GEBURTSTAG VON BRUNO KREISKY**  
**22. Jänner 2021**



Franz Schuh

NOBODY IS PERFECT

Bruno Kreisky und der Begriff des Politischen



Sehr geehrte Damen und Herrn, erlauben Sie mir bitte diese Rede zu Ehren von Bundeskanzler Dr. Bruno Kreisky mit einer allgemeinen Überlegung zu beginnen, die mit dem Begriff des Politischen korrespondiert. Es geht dabei um Historizität. Dies ist ein Begriff, den man durchaus auch von Kreisky inspiriert betrachten kann. Erstens weil Kreisky dank seiner „Persönlichkeit“, wie man das früher nannte, die Nachwelt wieder einmal vor die Frage nach dem Verhältnis von Persönlichkeit und Geschichte stellt. Es ist dies ein Feld, auf dem die Illusionen blühen, unter anderem die Erzählung vom Weltgeist, der sich gefallen lassen muss, von Personen verkörpert zu werden. Wenn man so eine Erzählung nicht ganz und gar ablehnt, dann kann man für die Geschichte Österreichs durchaus von einer Kreisky-Ära sprechen.

Zweitens aber ist die linke Tradition zumindest nach eigener Einbildung und Bildung geschichtsbewusst. Technokraten sind das zum Beispiel nicht, sie sind Problemlöser und damit in der Politik nicht selten selber das Problem. Ihr Terrain ist die Gegenwart, ungeachtet der historischen Voraussetzungen. Kreisky ist ja auch für ein überaus optimistisches Diktum berühmt, das da lautet: Lernen Sie Geschichte, Herr Reporter! Das ist optimistisch, weil es ja impliziert, dass beim eingespielten Stand österreichischer Journalistik ein Geschichtsstudium noch etwas nützen könnte – ein eventueller Nutzen, den der damals gemeinte Journalist bis heute unaufhörlich und auch halbwegs erfolgreich zu beweisen sucht.

Die „linke“ Denkweise jedenfalls enthält eine Menge Ideen, deren Fundament in der Annahme besteht, dass die Vergangenheit nicht tot, ja nicht einmal vergangen ist. Diese metaphysische Fassung des Fortdauerns von Gewesenem – die Formulierung stammt von dem Romancier Faulkner – findet sich ins Materialistische gewendet bei Marx. Marx-Zitate sind die besten, und unter den Besten ist dieses besonders gut: „Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen. Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirne der Lebenden ...“

Unter diesen Lebenden gibt es welche, die in historischem Kostüm auftreten, paradoxerweise um machtvollen Einfluss auf ihre Gegenwart zu gewinnen. Sie versuchen den Alp zu einem Triumph umzufunktionieren. Hitler, ein Operngänger, hat sich schon früh, von Richard Wagner eingeweiht, das Rienzi-Schicksal zugemessen, nämlich die Wiederbelebung Roms zur alten Pracht inklusive Untergang. Nach Hitler tritt der Untergang ein, weil das Volk sich eines großen Führers nicht würdig erweist. Hitlers Engagement für die Revitalisierung der ruhmvollen Geschichte war eine Fehlinvestition.

In dieser Art von Historismus existiert ein Sprachproblem, über das Marx aufklärt: „So übersetzt der Anfänger, der eine neue Sprache erlernt hat, sie immer zurück in seine Muttersprache, aber den Geist der neuen Sprache hat er sich nur angeeignet, und frei in ihr zu produzieren vermag er nur, sobald er sich ohne Rückerinnerung in ihr bewegt und die ihm angestammte Sprache in ihr vergisst.“ Das ist einer der Gründe, die es erlauben von einer Kreisky-Ära zu reden: Es war eine neue Sprache, vergleicht man sie mit einer Rhetorik von Josef Klaus bis Andreas Kohl, dann klingelts heute noch aufmunternd in den Ohren.

Die berühmte Fernsehdiskussion, die Josef Taus mit Bruno Kreisky zusammen- und zugleich auseinander brachte, war einseitig von einer Sprache geleitet, die – um die grausliche Phrase zu benützen – „alte Gräben aufriss“, aber es war schon ein neuer Ton dabei und vor allem die Lust an politischer Rhetorik. Es ist nicht zuletzt diese Lust gewesen, mit der Kreisky den politischen Gegner abkanzerte und die der Gegner ihm madig machen wollte, indem er Kreiskys Spaß an der Freude als „unseriös“ denunzierte.

Erlauben Sie mir bitte einige Charakteristika der seriösen Politiker zu erwähnen. Bundeskanzler Klaus war auf eine charakteristische Weise nicht in der Lage, mit einer Geistesgröße wie Bertolt Brecht zu Rande zu kommen. In der angestammten Art konnte er bloß verhindern, dass einer wie Brecht in Österreich „etwas wird.“ Dass Brecht in Österreich gar nichts werden durfte, legte den Dichter auf seine Gesinnung fest und unterschlug seine Kunst und seinen Intellekt. Friedrich Torberg, dieser witzige und in manchem sehr kluge Mann, hat sich selbst damit auf ewig geschadet, dass er die Maxime lieferte, mit der der Brecht-Boycott auch bei einigen Gebildeten durchging: Nicht dass Brecht, so Torberg, kein Künstler und kein Denker gewesen wäre, im Gegenteil, dass er dies alles glänzend verkörperte, machte ihn – angesichts des Kommunismus – zu einer veritablen Gefahr.

Das, eine Kehre, zeichnet die Kulturpolitik der Kreisky-Ära aus: wenigsten keine politisch motivierte Zensur mehr, sondern die Utopie der öffentlichen Austragung von Konflikten. Dass das Pendel in die andere Richtung ausschlug, nämlich in die Richtung eines als „kritisch“ konsumierten Konformismus, ist ein Problem eigener Art. In der bürgerlichen Presse finden sich, mit verschlagener Vorsicht vorgetragen und unter alibihaftem Fragezeichen stehend, revanchistische Angriffe gegen einige linksliberale Schriftsteller: Opportunismus, durch Subventionen gekaufte Gefolgschaft lautet der Vorwurf. Es war aber eher die Sozialdemokratie opportunistisch als die etablierten Intellektuellen, deren politische Einstellung sich propagandistisch verwerten ließ. Die armselige Lächerlichkeit, die man diesen Leuten unterstellt, dass sie für einen Apfel und ein Ei käuflich wären, wirft ein Licht auf den sogenannten „Stellenwert“ der Kultur. Die Kunst ist außerdem stets käuflich, aber am wenigsten für diesen Bettel an Subvention. Der Künstler muss von sich den Eindruck erwecken, unbezahlbar zu sein. Bei Thomas Bernhard haben sich die politischen Eliten, auch die der Sozialdemokratie, hin und wieder grandios blamiert. Man bekennt sich zur Kritik, unter der Voraussetzung, dass sie nicht stattfindet. Kreisky soll Bernhards Angriff sarkastisch quittiert haben: „Na, wenn er's braucht.“ Aber es ist egal, ob er vielleicht doch gekränkt war. Entscheidend ist nur, dass er sich nichts hat anmerken lassen. Eine absolut aufrichtige Gesellschaft wäre eine peinliche Veranstaltung.

Rein sachlich ist es kein Wunder, dass die sehr österreichische Variante von Anti-Politik, hervorragend vertreten von Thomas Bernhard, das Rosarote der Sozialdemokratie aufspießen würde. Es ist unvermeidlich, gerade weil solche Kritiker eine dunkelrote Partei erst recht fürchten müssten. Die relative Freiheit in einer Massengesellschaft ist eine Folge der vorherrschenden Unentschiedenheit und der Verwässerung präziser Ideen. Bernhards Angriff auf Kreisky und auf dessen vermeintlichen Hauspatschen-Sozialismus, auf den „Halbseidensozialisten und rosaroten Beschwichtigungsonkel“ hatte allerdings einen seltsamen Beigeschmack: Österreichs einzigen Großbürger nannte Bernhard in seiner Polemik, die sich explizit auch gegen Peter Turrini und Gerhard Roth richtete, einen „Spießbürger.“

Spießbürger – so geht's halt in einem Land, das sich gerne mit kleinbürgerlicher Ideologie Stallwärme verschafft. Jeder hat die Chance, im Nächsten den Kleinbürger zu erkennen, der er selber ist. So bleibt man grantig und doch glücklich unter sich. Dennoch sollte man Bernhards Kreisky-Allergie und, siehe „Heldenplatz“, seinen satirisch formulierten Hass auf die Nadelstreif-Sozialdemokratie als politisches Faktum werten: Damit war ein Bruch in die selbstverliebte Vermählung von Sozialdemokratie und „fortschrittlichen“ Intellektuellen aktenkundig geworden. In einer seiner Preisverleihungsbeschreibungen schildert Bernhard eine Szene, die ausgerechnet am Beispiel der doch so schätzenswerten Herta Firnberg die Kulturlüge der österreichischen Politik zeigte. Der Satz Hertha Firnbergs strotzte vor Verachtung. Er lautete: „Wo ist er denn, der Dichterling?“

Stoff gibt eine andere Stichprobe aus den Gegenprogrammen zu Kreisky. Andreas Kohl trat mit einem Zitat aus dem 15. Jahrhundert auf: Veritas temporis filia. Der Verfasser dieses versteht nicht, was damit gemeint ist. Sicher ist nur, dass der Satz ein Kommentar zur Historizität ist. Aber besagt der Satz nun, die Wahrheit wäre eine Tochter der Zeit, dass also mit der Zeit immer die Wahrheit, immer eine andere herauskommt? Oder bedeutet er eine Verwerfung des Wahrheitsbegriffs, weil sich jede Wahrheit im Geschichtsverlauf auflöst und je nach Lage eh was anderes wahr ist.

Aus dem sechzehnten Jahrhundert wird Francis Bacons Volte überliefert, die Wahrheit sei eine Tochter der Zeit und *nicht der Autorität*. Das will sagen, die Wahrheit diktiert nicht, was ist und was nicht gelogen ist, sie ist keine Autorität, der man sich bloß zu unterwerfen braucht. Niemand hat die Wahrheit zur Hand, weil sie erst im geschichtlichen Prozess auftaucht und konkretisiert. Bei Kohl klang das aber ziemlich eindeutig: Gerade hatte er die FPÖ außerhalb des Verfassungsbogens gewähnt, und schon saß er in einer schwarz-blauen Koalition, mit Peter Westenthaler zur Linken. Er legt den Satz von der Wahrheit, die es zu keiner Autorität bringt, so aus, dass die Wahrheit zu nichts verpflichtet, am Ende ist es eine Machtfrage, welche Chancen man aus dem Angebot der Zeit wahrnimmt.

So kann man die These vertreten, dass diese Gegenprogramme zu Kreisky seine Ära mitbestimmten. Es gehörte damals zu den Motiven, die Kreisky aus der Reserve lockten: Angesprochen auf die Stagnation, an der die ÖVP unter Mock zu leiden schien, warnte Kreisky leidenschaftlich davor, irgendeinen Status für dauerhaft zu halten. Geschichte heißt, dass „kein Stein auf dem anderen bleibt.“ „Unter Kreisky“ konnte man, falls man nicht Anhänger und Parteigänger seiner Gegner war, sich von deren Machtansprüchen eine Zeit lang erholen. Diese Machtansprüche und Machtsprüche haben Kreiskys Ära überlebt. Sie sind durch den Rechtspopulismus auf einer anderen Ebene gelandet, und Teile der Volkspartei haben die Vermittler, das missing link, zwischen dem Extremismus einerseits und seiner milden Variante andererseits gespielt. Die rechtsextreme Propaganda der FPÖ setzte einerseits auf die Entpolitisierung des Mainstreams, um andererseits eine Politisierung in ihrem Sinne durchzusetzen. Dabei spielte ein Werbespruch eine Rolle, dessen Absurdität eine Hetz ist: Kreisky, so hieß es, wäre er am Leben, würde Jörg Haider wählen, ein Propagandaslogan, der von jedem Inhalt absieht und der parasitär von Kreiskys Format und Erfolg profitieren will. Wie viele Sprüche aus der Werbung lebt auch dieser von seiner Widersinnigkeit, mit der man gewöhnlich Aufmerksamkeit und „Diskussionen“ provoziert.

Kreisky machte Analoges, was die Umfunktionierung radikaler Gesellschaftsentwürfe ins Sozialverträgliche betrifft: Er griff den Ideenkosmos der Studentenbewegung auf und milderte ihren Extremismus zu einer massenhaften Sozialverträglichkeit. Es war die Übernahme eines bundesdeutschen Modells, das sich gegen die Adenauer Ära gebildet hatte: „Intellektuelle und Künstler“, wie es im Jargon heißt, also Menschen wie Grass oder Walser, erschütterten allmählich das bürgerliche Herrschaftsmodell, deren Exponenten bis zu Kurz unaufhörlich versuchten, es wiederum zu etablieren. Kurz hatte die Königsidee, die im Grunde eine Neugründung der ÖVP – von schwarz zu türkis – bedeutete. Spiegelverkehrt hatte Kreisky ja den Versuch gestartet, die ÖVP durch ein Bündnis mit Peters FPÖ zu isolieren. War ihm das so entscheidend wichtig, dass er im Streit mit Simon Wiesenthal völlig die Contenance verlor?

Der Vater des Verfassers pflegte über den Typus Friedrich Peter sich auszumalen, dass so einer im Krieg natürlich nur Blumen gegossen hat, auch im Konzentrationslager. Man hatte einen grünen Daumen und keinen Finger am Abzug. Typisch für den recht und schlecht getarnten Rechtsextremismus von heute ist der Angriff auf den öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Als die erste Schwarzblaue Regierung gegründet war, formulierte Andreas Kohl die Parole: „Das Einzige was sich ändern wird im ORF ist, dass nicht wie früher ständig die roten Gfrieser aus dem Fernseher rinnen werden.“ Diese Gesinnung ist völlig ok, sie ist eingebürgert, erstaunlich ist nur die primitive Plumpheit, mit der sich Medienpolitik ganz offen als Racheaktion verriet.

Da sehnt man sich doch gleich nach Kreiskys Differenzen mit Gerd Bacher – zwei Männer, die wussten, was sie voneinander zu halten hatten, und die mit beträchtlichem Geschick einander Wunden schlugen. Ich habe damals – als Publizist und Zeitgenosse - Gerd Bacher einen Boulevardjournalisten mit Machtinstinkt genannt, mehr wäre an ihm nicht dran. Das nehme ich zurück, nicht den Boulevardjournalisten - mein Gott, war Bacher ein schlechter Schreiber, man lese seine Schulaufsätze in der Zeitung „Die Presse“. Dass Otto Schulmeister ihm das hat durchgehen lassen, musste von einer tiefen Liebe getragen sein, von einer geradezu obszönen Männerfreundschaft. Aber Gerd Bacher hat den öffentlich-rechtlichen Rundfunk zu dem gemacht, was seine Gesinnungsgenossen später abschalten und zu ihren Bedingungen wieder einschalten wollten. Ein bisschen rührend war das auch, wenn Bacher stolz für sich in Anspruch nahm, auf Ö1 Herbert Marcuse das Wort erteilt zu haben. Es war ein etwas verquälter Stolz auf die eigene Liberalität, die sogar kluge Menschen an Bacher zu erkennen glaubten. Jedenfalls, Bacher und Kreisky, der Gegensatz zwischen ihnen, und meines Erachtens auch eine signifikante Vorsicht, einander nicht gänzlich das Wasser abzugraben, kennzeichnet zusätzlich die Ära. Mit einer gehörigen Portion Ironie und Pathos kann man sagen, in Kreisky und in Bacher standen einander zwei Konzepte gegenüber: ein Konzept nach Olaf Palme und das andere nach Helmuth Kohl. Zwei verdienstvolle Männer, es scheiden sich die Geister, bei wem man freier atmen kann.

Karl Habsburg hat in einem Interview auf die Frage, wo er denn seine Heimat sehe, geantwortet: Sicher nicht in Skandinavien – und das, fügte er hinzu, obwohl er auch dort eine Verwandte im Parlament sitzen habe. Man kann vorschlagen, das Sozialstaatsmodell aus Skandinavien bezogen zu betrachten. Nicht aber als Variante von Hitlers „Volksstaat“, also aus der Bestechung einer korrumpierbaren Bevölkerung, wie der Historiker Götz Aly es mehr oder minder unterschwellig nahelegt, und woran ja etwas dran zu sein scheint, bedenkt man zum Beispiel, wie der Herr Karl mit all seinen Machenschaften sich im Neuen Österreich glücklich und geborgen weiß. Im Sozialstaat wird der Herr Karl sicher seine „schöne Pension“ haben. Schon Bismarcks Sozialgesetze und der Wilhelminische Sozialstaat waren vor allem Abschlagszahlungen zur Revolutionsvermeidung. Der Sozialismus, der aus dem Norden kam und nicht aus Süddeutschland, und schon gar nicht aus der politisch-religiösen Phantasie „des Nordischen.“ In einem der Programme von Lukas Resetarits heißt es: „Man kann nicht Nordic Walken mit einem Southern (Aussprache: sattern) Schuach.“

Zu den soziologisch aufschlüsselbaren Gegebenheiten, die die österreichische Gesellschaft anbietet, gehört ein Phänomen der sechziger Jahre, also der Vorkreisky-Ära. Es gab eine leichte undramatische Wanderbewegung junger Österreicher nach Schweden. Erst in der Kreisky-Ära wurde der schwedische Vorsprung eingeholt, es war ein Vorsprung an Wohlstand und an facilities. In Schweden war der Konsumerismus bereits durchgesetzt, dort konnten junge Österreicherinnen und Österreicher einen massenhaften Wohlstand und seine Symbole kennenlernen. In Österreich gab es zum Beispiel keine Supermärkte und die Bezahlung für Hilfsarbeiten war unerheblich. Viele der österreichischen Fremdarbeiter waren Schwarzarbeiter, die auf den schwedischen Baustellen von der Finanz und von Gewerkschaftsfunktionären gejagt wurden. Während die österreichische Selbstbespiegelung, die Propaganda in der Heimat, als Verzichtsideologie sehr moralisch daherkam, war in Schweden ein Materialismus eingebürgert, der – siehe die Filme von Ingmar Bergmann - eine metaphysische Verunsicherung und eine Revitalisierung der „transzendentalen Obdachlosigkeit“ mit sich brachte. Bei allen Härten, die der schnöde Wohlstand seinen Nutznießern beschert, war die schwedische Gesellschaft humanisiert, das hieß zum Beispiel kleine Wohneinheiten für das Volk und keine Spitalsgroßbauten, wie sie in Österreich zur sprudelnden Quelle der Korruption werden konnten.

Kreiskys Politik war Arbeit an der Modernisierung Österreichs. Als hätte die Parteipropanda, der organisierte Wählerfang, Furcht davor, dass es auch gelingen könnte, setzten sich für Kreisky Zuschreibungen durch wie „Sonnenkönig.“ Es gab auch den Alptraum einer Postkarte, die den Bundeskanzler der Republik, seines Amtes waltend, unter einem Gemälde irgendeines österreichischen Kaisers zeigte. Sehnsucht nach aristokratischem Umgang hatten traditionell auch Anti-Monarchisten. Eine Anekdote, die Georg Markus überlieferte, zeigt auch den Schmah, über den Kreisky verfügte: 1978 wurde ihm mitgeteilt, dass Österreichs Nationalmannschaft bei der Fussball-WM in einer Gruppe mit Holland, Schweden, Spanien und Brasilien spielen müsse. „Holland“, sagte Kreisky, „is’ a Monarchie, Schweden is’ a Monarchie, Spanien auch. Was macht eigentlich Brasilien in unserer Gruppe?“

Kreiskys politisches Programm kann man also Modernisierung nennen. Sie kam nicht zufällig, nicht durch bloße Willenskundgebung ins Programm, denn die Globalisierung kam allmählich in Gang und setzte die Regierungen und das Volk, die Konsumenten und Produzenten, unter Anpassungsdruck. Die Modernisierung ist aber ein vertracktes Unterfangen.

„Weltoffenheit“ statt Selbstprovinzialisierung war die Parole. Was dabei herauskommt, hat man nur zum Teil in der Hand und es tut auch paradoxe Wirkungen: Der Philosoph Sepp Mitterer, ein Professor und Denker, hat das Bekenntnis abgelegt, er sei immer nur Tiroler gewesen, durch Kreisky sei er zum Österreicher geworden. Das liegt unter anderem auch daran, dass sich Elemente der Vergangenheit in die Neuerungen einmischen. Der dokumentarische Spielfilm „Murer“, der einen der österreichischen KZ-Mörder auf dem Weg zum Freispruch zeigt, unterstellt dem sozialdemokratischen Justizminister, für den großen Wählerfang die alten Nazis nicht kränken zu wollen. Franz Schuh senior, der Vater des Verfassers, hat sich darüber amüsiert, dass die erste Regierung Kreiskys mehr Nazis beschäftigte als die von Seyss-Inquart, und natürlich hat die Sozialdemokratie dieses Erbe „aufgearbeitet“ – zum rechten Zeitpunkt, als schon kein Risiko damit verbunden war. Die Partei hat ihren guten Willen gezeigt, und der „gute Wille“ definiert sie schließlich: Oskar Negt und Alexander Kluge haben in ihrem Buch „Geschichte und Eigensinn“ die Sozialdemokratie sympathisierend als Vereinigung von gutem Willen und Pragmatismus analysiert. Dieses Konzept unterscheidet sich von einer politischen Idee Kreiskys, die fast austromarxistisch die Einheit von Theorie und Praxis in der Politik vorsieht. Pragmatismus bedeutet, die Gelegenheiten zu ergreifen, die die vorherrschenden Umstände anbieten und heißt auch, in deren Rahmen neue Gelegenheiten zu erschaffen. Der Pragmatismus ist antiutopisch und der Pragmatiker ist stolz darauf, ohne utopische Illusionen auskommen zu können.

Die Einheit von Theorie und Praxis setzt eine Analyse der gesellschaftlichen Totalität voraus, eine Untersuchung der gesellschaftlichen Dynamik, der Widersprüche und Konflikte beim jeweiligen historischen Stand. Aus der Analyse sollen Lehren für die Praxis gezogen werden, die sich nicht von selbst ergeben und die sich an Grundsätzen messen lassen müssen. Diese Grundsätze heißen - vor allem bei ihren Gegnern – „Ideologie.“ Selbstverständlich war Kreisky Pragmatiker genug, aber er hat das Erbe der marxistischen Tradition nie ganz abschütteln können und wollen. Vor allem als er nicht mehr in Amt und Würden war, fand er, wenn's nicht reine Mimikry angesichts des jungen Interviewers war, einen gewissen Halt in einer ehemaligen einmal revolutionären Einstellung. Dass der verpflichtende Besuch des Opernballs für einen Bundeskanzler die Rache der Geschichte an ehemals jungen Revolutionären wäre, liegt da auf der Hand. Kreiskys Auseinandersetzung mit Hannes Androsch wurzelt in diesem Problembereich. Im Zuge der Modernisierung war Androsch ein Politiker neuen Typs, der klassische Aufsteiger, dessen Floridsdorfer Zungenschlag genauso zu ihm gehört wie das Kapital, das er im Laufe der Zeit akkumulierte. Die schreckliche Peinlichkeit des öffentlichen Umkippens von Liebe in Hass hatte einen Irrtum Kreiskys zur Grundlage: Es war der Glaube, dass ein Exponent der Modernisierung, ein technokratisch veranlagter Politiker, sich zugleich an die alten Ideale der Sozialdemokratie rückbinden ließe.

Der „gute Wille“ ist eine schöne Sache, aber wenn er nicht aus Immanuel Kants Ethik rigoros erfolgt, dann hat er nichts Verbindliches, sondern fällt unter das Belieben des Subjekts, das eben gutwillig ist oder nicht. Auch der Pragmatismus hat seine Schattenseite. Er produziert Sachzwänge oder wenigstens Zwänge, die man als „alternativlos“ verkaufen kann. Für Marx war die Ethik Kants kleinbürgerlich, im Wesen unpolitisch. Ethik hat immer mit der Schonung des Nächsten zu tun, was man nicht von jeder Politik sagen kann. Politik hat es mit Parteilichkeit zu tun und die Parteilichkeit hat auch historische Wurzeln. Das manifest gewordene Misstrauen zwischen den Schwarzen und den Roten ist bei allen versöhnlerischen Machenschaften ein Kennzeichen der Politiker-Generation Kreiskys. Die wechselseitige, gegnerische Aversion hat etwas Erfrischendes, auch wenn die sogenannte Lagermentalität ins Museum gehört. Was macht Andreas Kohl? Bevor er sich verbal zu Ohrfeigen für eine Gegnerin bekennt und eine protzige Entschuldigung nachschickt, hält Kohl, folgt man dem Kabarettisten Mike Supancic, Vorträge zum Thema „Scheitelknie im Wandel der Zeiten.“ Man soll nicht aus der Schule plaudern, aber es war Otto Schulmeister, der Herausgeber der „Presse“, der in einem Interview off records sich auf Kreisky berief und die Solidarität der alten weißen Männer beschwor: „Wir Alten und unsere miteinander geteilte Erfahrung der Geschichte!“ Der Verfasser dieses hat ohne böse Absicht Kreisky mit Schulmeisters Behauptung ihrer Gemeinsamkeit konfrontiert. Kreisky kanzelte Schulmeisters Annäherungsversuch mit einem gezischten: „Der alte Austrofaschist!“ ab.

Fasst man Politik in der „liberalen Demokratie“ von ihrem naiven Ideal her, dann ist sie erstens durch Parteilichkeit definiert. Die Parteilichkeit ist außerhalb der Parteien und außerhalb interessierter Gruppen nicht sehr beliebt, denn sie steckt nicht zuletzt hinter dem Hick-Hack, dem Tiki -Taka des Politspiels - ein Merkmal aus der Welt des spanischen Fußballs. Aber das rhetorische Schwärmen vom Gemeinsamen, von den Gräben, die man zuschütten soll, stellt eine Politik ohne Politik in Aussicht. Das Gemeinsame verursacht die Spaltung, die man durch die Berufung darauf vermeiden möchte. Es provoziert nämlich die Streitfrage, was denn eigentlich das Gemeinsame sei und wie man es dem Gegner aufzwingen kann. Politik in der „liberalen Demokratie“ ist aber zweitens Kompromissfähigkeit, ein Aufheben der Parteilichkeit, mit dem Zweck, die Lage der Menschen im Allgemeinen zu verbessern. Das kann man nicht durch Verzicht auf die Eigeninteressen erreichen - die Religion verspricht für den Altruismus bessere Chancen. Das alles führt zu den leicht komischen Auslassungen nach einer Wahl, mit denen die Erwählten verkünden, in Hinkunft für alle und nicht nur für die eigenen Wähler da zu sein. Kreisky hat dieses etwas starre, ritualisierte Politikprinzip flexibel gemacht. Es war von vornherein klar, dass Kreiskys Modernisierungspolitik sich „an alle“ wandte. Der Slogan „gemeinsam ein Stück des Weges zu gehen“, ungeachtet parteilicher Grenzziehungen, stieß nicht auf taube Ohren. So entstand ergänzend zur Emanzipationsstimmung auch eine Partizipationsstimmung, wobei es nicht darauf ankommt, ob solche Stimmungen ein reales Substrat haben. Hauptsache ist, dass man daran glaubt und dass sich eine Sichtweise etabliert, die in diesem Sinne die Realitätswahrnehmung lenkt.

Grundsätzlich erlaubt die eigene Parteilichkeit zwei Verhaltensmöglichkeiten: Man kann sich erstens in seinen Interessen einbetonieren und sie dogmatisch vertreten. Politik ist ein weites Feld für Betonköpfe. Zweitens kann man gerade wegen der Einsicht in die eigene parteiische Einseitigkeit ein Verständnis für die der anderen entwickeln. Das gehört zum Demokratiespiel, aber es hat seine Grenzen: Die Kompromissfähigkeit überlebt nur, wenn sie niemanden zur Selbstaufgabe zwingt. Das Eigeninteresse ist ein Signal der Freiheit, berühmt ist das totalitäre Diktum eines verflossenen Kaisers. Berlin 1914. „Ich kenne keine Parteien mehr“, sagte Wilhelm II, „ich kenne nur noch Deutsche.“

Zur Regierungszeit von Sinowatz lief in den Wiener Kammerspielen das Stück „Minister gesucht.“ Es ist die primitivste Variante, die unterste Schublade eines amüsierbedürftigen Mittelstands und ihrer parasitären Politikverachtung: Politik machen für diese Leute die anderen, sie selbst stehen drüber und verachten jedes politische Angebot. In dem dümmlichen Schwank spielte Senta Wengraf eine Hauptrolle und im Laufe der Handlung fiel die Apostrophierung Kreiskys mit den Worten: „Der Alte und sein Habera, der Arafat.“ Hier wird ein Problem ohne Problembewusstsein ausgespielt, nämlich Kreiskys Interesse an der Außenpolitik, In unseren Tagen neigt Außenpolitik dazu, ein Reflex der Innenpolitik zu sein. Und das Argument, mit dem man Kreiskys außenpolitische Ambitionen lächerlich machen wollte, lautete, ein „kleines Land“ würde sich wichtig machen. Wie wichtig für Kreisky die Außenpolitik war, zeigt sich daran, dass die Überlassung des Ministeriums an die ÖVP nach Koalitionsverhandlungen ihn zu einer Andeutung des Bruchs mit der Partei verleitete. Die Sozialdemokratie kennt nun einmal, um die Historizität ins Spiel zu bringen, „von ihrer Geschichte her“ die Utopie des Internationalismus, und dass es Arafat ist, hat auch mit einer anderen Utopie zu tun. Fragt man nach, was denn der eigentliche Zweck des Politischen sei, so könnte eine Antwort lauten: Der Friede, und zwar schon auf Erden.

Denkweisen, die dem Faschismus nahestehen, behaupten, der eigentliche Zweck des Politischen wäre die Souveränität über den Ausnahmezustand, also die Lizenz, Krieg zu führen. Das ist harter Kitsch. Aber man sieht zum Beispiel an der Bekämpfung der Pandemie durch die Regierungen, dass der Ausnahmezustand und die Souveränität über ihn Praxis werden kann. Das Friedenskonzept ist seinerseits nicht ganz weich, denn es ist klar, dass das Durchsetzen von Existenzrechten, zum Beispiel Israels, mit den (und seien es nur die vermeintlichen) Notwendigkeiten abgestimmt werden muss, sodass die an Macht unterlegene „andere Seite“ ihr Gesicht nicht verliert. Jeder wähnt sich im Recht und hält den Gegner, der ihm als Feind gilt, für die Rechtfertigung seines Kampfes um das eigene Überleben, gleichgültig, ob es tatsächlich so ist oder nur zu den Wahnsystemen gehört, mit denen man die eigene Brutalität und Gewaltlust in den anderen projiziert. Friedenspolitik in solchen Extremfällen ist ein harter Job und Kreiskys Einsatz für den Frieden im Nahen Osten muss man - von heute ausgesehen – als dauerhaft gescheitert betrachten. Aber dies ist kein Grund, die „mission impossible“ zu unterlassen, im Gegenteil, zumal ja Politik zwischen der Kunst des Möglichen und der des Unmöglichen schwankt.

Es gibt die Auffassung, Bruno Kreisky wäre ein „Intellektueller“ gewesen. Er war ein sehr kluger Mann, aber nicht jeder kluge Mann muss ein Intellektueller sein. „Intellektueller“ ist eine institutionalisierte gesellschaftliche Funktion, viel mehr als eine Person. Wer immer diese Funktion gründlich wahrnimmt, indem sie oder er zum Beispiel öffentlich macht, was sie oder er in seinem Arbeitsleben erlitten und an kritischer Erfahrung beizubringen hat, ist ein Intellektueller. Sollte das zutreffen, dann darf man sagen, dass Kreisky es gar nicht nötig hatte, ein Intellektueller zu sein. Er machte selbst Geschichte und kommentierte sie von dieser Position aus. In der Halbbildung kursiert das Gerücht, dass kein Mensch je Musils „Der Mann ohne Eigenschaften“ gelesen hat. Die Unterstellung, dass die Lektüre des „Mannes ohne Eigenschaften“ Kreisky vor allem ein politisches und zeitdiagnostisches Vergnügen bot, ist nicht von der Hand zu weisen: Kreisky geht bei Musil in die Lehre, wie man die schnöden politischen Hintergründe noch die am meisten exquisite Psychologie durchschauen kann. „Der Mann ohne Eigenschaften“ ist unwillkürlich ein Lehrbuch für Politiker und für die Ironie, die es erlaubt, der Politik als Beruf nicht betriebsblind ausgeliefert zu sein. Diese These, dass es die Politik ist, um die es im Wesentlichen geht, kann man durch eine Anekdote belegen: Der sogenannte „Erste Schriftstellerkongress“ war einer der Versuche, die Gruppe der Schreiber und Schreiberinnen im Staat als wichtig zu propagieren. Kreisky hielt mitnichten einen Vortrag von intellektueller Analyse; er rief den Schriftstellern und Schriftstellerinnen die politische Maxime zu: „Organisiert’s euch, organisiert’s euch!“

Gut organisiert war Günter Nenning wie es wohl jeder sein musste, der nach einer Sauna in seiner Privatwohnung strebte. Bei wenigen Lichtblicken war Nenning, den Kreisky gütig einen „Wurstel“ nannte, die Verkörperung der dunklen und verkommenen Seite des Intellektuellen. Nenning war eine Art Hermann Bahr im Rahmen der Sozialdemokratie, also jemand, der je nach Konjunktur Weltanschauungen vertrat, die im Schwange und vor allem profitabel waren. Der Existenzkampf eines sogenannten „Publizisten“, wenn dieser auf einen gehobenen Lebensstil Wert legt, ist beinhart. Nennings intellektuelle Biographie führte ihn vom Chefredakteur des linken „Neuen Forums“ zum erfolglosen Nachfolger Richards Nimmerrichters in der „Kronen-Zeitung.“ Zu diesem Sittenbild gehört, dass Kreisky es abschätzig beiseite wischte. Er zeigte keine nennenswerte Einfühlung in die Misere des auf österreichische Verhältnisse zugeschnittenen Intellektuellen-Typus. Dieser Typus war auf eine verquere Weise auch eine Folge der Liberalisierung. Kreiskys eigene Kommunikationsfähigkeit war, auf lange Sicht gesehen, in einer „List der Vernunft“ befangen. Die „List der Vernunft“ ist der spekulative Gedanke, dass es anders kommt als man denkt. Es kommt nämlich besser, „vernünftiger“, als die kleingeistig agierenden Einzelnen es vermuten. Das Andere als das Gedachte bringt wenigstens einen Erkenntnisgewinn. Es siegt die Vernunft. Kreisky zeigte den Medien gegenüber seine Überlegenheit, was nach seinem Tod dazu führte, dass diese Medien im „Vorhof der Macht“ lernten, wie sie selber die Politik dominieren konnten. Die Büchse der Pandora war geöffnet, es ging weiter in Richtung mediokratischer Postdemokratie.

Eine bekannte Definition des Menschen stammt von Aristoteles und sie lautet, der Mensch sei ein politisches Wesen, ein zoon politicon, also - um den antiken Horizont zu erweitern – ein vernetztes politisches Lebewesen, hervorgehend auch aus dem wechselseitigen Beobachten von seinesgleichen. Weniger bekannt ist der Doppelsinn, dass Aristoteles nämlich gemeint haben könnte, so etwas wie die Politik bestimmt das menschliche Zusammenleben – Politik als Institution zur Regelung der Angelegenheiten, auch unabhängig vom Willen Einzelner. Politik beruht auf einer organisierten Zusammenlegung von Einzelwillen und die Art der Organisation spiegelt sich in der jeweiligen Regierungsform wider.

Politik – sie unbedingt ausüben zu müssen, definiert manche Menschen und manche Menschen definieren ihrerseits die Politik, die nach ihrem Wirken nicht mehr dieselbe sein kann wie davor. Menschen sind Wesen, denen nichts anderes übrig bleibt, als durch Politik die Vielheit der Einzelnen zu einer nicht auseinanderbrechenden Einheit zu modellieren. Das funktioniert hauptsächlich über die schnöde Gegebenheit, dass alle mehr vom Zusammenhalt haben müssen als vom Bruch, der heute unter dem Titel „Spaltung“ firmiert. Um sie zu vermeiden, werden in der Propaganda alte Institutionen zusammengekleistert – wie das Nationale und das Soziale. Das Soziale gilt nur für die Ureinwohner, das Nationale ist per se ausschließend. Der Verfasser dieses hat bei einem Interview mit Kreisky, das im Großen und Ganzen sehr unaufgeregt verlief, einen leidenschaftlichen Ausbruch des damals schon Ex-Kanzlers erlebt: Massen-Arbeitslosigkeit wäre nach Kreisky das Furchtbarste in der Demokratie. Der Gedanke daran brachte ihn aus der Fassung, und diese Angst war von historischer Erfahrung geprägt, die der Interviewer nicht haben konnte. Diese Geschichte war überwunden in der Seele des Interviewers, den in Zeiten der Vollbeschäftigung der Arbeitsmarkt immer schon snobistisch langweilte. Die Verwurzelung in anderen historischen Dimensionen – vor allem in solchen, die Schrecken bereiteten und Schaden zufügten – trennen die Generationen. Der Wissensdurst und die Erzählfähigkeit können einiges davon reparieren und doch bleibt die Differenz zwischen Selbsterlebtem und der Rekonstruktion von Geschichte („wie es denn eigentlich gewesen ist“) ein Maßstab. Später dazu ein wenig mehr.

Nicht alle Menschen sind für die Politik geschaffen, aber ohne Politik können Menschen in halbwegs komplexen Gesellschaften ihre jeweilige Agenda nicht durchsetzen. Politik gehört zu den ausdifferenzieren Systemen, die selbstregulativ funktionieren und die sich in der Geschichte entwickelt haben. Politik wird von manchen als Übel betrachtet, sie ist ein Risiko, immer gut für eine Katastrophe, aber ohne Risiko gibt es keinen Gewinn von der Art, die früher „Fortschritt“ hieß. „Brüder zur Sonne, zur Freiheit, / Brüder zum Licht empor. / Hell aus dem dunklen Vergangnem / leuchtet die Zukunft hervor.“

Kreisky war wahrlich „ein politisches Lebewesen“, das einen großen Teil seiner Kräfte in die Politik investierte. Man könnte sagen, Kreisky war ein politisches Tier, aber Tier klingt zu respektlos. Es besagt jedoch andererseits, dass es in der Politik nicht allein um verfahrenstechnische, außergewöhnliche Fähigkeiten geht, sondern auch um Leidenschaften, Instinkte und Affekte. Selbst die Sexualität eines Menschen kann beteiligt sein, was man den europäischen Parlamenten von heute nicht anmerkt – außer vielleicht in England, wo die Abgeordneten seltsam toben und stöhnen, als Zeichen der Ablehnung oder der Zustimmung.

Die Leidenschaft für den Staat kann man der griechischen Polis abschauen. Man sagt auch, das Zusammenleben in der Polis sei ein „Labor“ für das Politische schlechthin gewesen. Man kann an der griechischen Polis die schwierigen Balancen studieren, die zum Beispiel die Extreme von Demokratie und Diktatur im prekären Lot halten. Kreiskys Anti-Kommunismus war keine epochale Torheit, zumal es im Politischen nicht ausschließlich um die Erweiterung der Macht geht, sondern auch um die Einschränkung der Macht: In seinem Buch „Masse und Macht“ hat Elias Canetti die archaischen Tendenzen des Politischen analysiert und ihre Zivilisierung nüchtern benannt: Der Vorgang der Wahl bedeute einen Verzicht auf den Tod, auf den Tod des Feindes, der im parlamentarischen System nicht mehr notwendig ist. Dennoch zelebriert man im „Wahlsieg“ die Niederlage des „politischen Gegners“ und wenn man die komischen Inszenierungen von Sieg und Niederlage sieht, dann ist die Heuchelei so manches Verzweifelten und Abgewählten, der seinen Wählern dankt, offenkundig. Alois Mock ging es einmal sogar an die Gesundheit.

In der Rechtsphilosophie Georg Wilhelm Friederich Hegels steht ein berühmt gewordenes Wort. Es lautet: "Wenn die Philosophie ihr Grau in Grau malt, dann ist eine Gestalt des Lebens alt geworden, und mit Grau in Grau lässt sie sich nicht verjüngen, sondern nur erkennen; die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug." Das ist vielschichtig - hier wird es erwähnt wegen der historischen Größe der Metapher, und weil kein Gedankenspiel den Ernst einer Gegenwart wiederbringen kann. Zugleich steht seit damals Hegels Wort an einer Schwelle eines Bruchs mit dem Grau in Grau: Philosophie ist damals gerade im Begriff, einerseits in die Soziologie mit ihren Verallgemeinerungs-Interessen zu entgleiten und andererseits in den Subjektivismus Kierkegaards zu verfallen. Das eine überfordert die Verallgemeinerungs-Möglichkeiten und das andere überfordert die Subjektivität. Zum Gedankenspiel gehört, dass die jeweilige Gegenwart von ihren Servicedienstleistern selten ganz durchschaut werden kann. Und wie irrtumsanfällig die Konstruktion von Geschichte - von dem „wie es eigentlich gewesen ist“ - im Nachhinein auch erscheinen mag, in der Distanz fällt sie einem immer noch leichter.

Der Verfasser dieses ist ein Kind der Kreisky-Zeit. Das sagt er heute als Geständnis, denn niemals unter Kreisky war er ein Anhänger, geschweige denn ein Parteigänger. Er publizierte damals die Behauptung, Kreisky würde gar nicht existieren, Kreisky wäre nur ein Flimmern über den Bildschirmschirm, und schlimmer noch: Der Paternalismus, die Herrschaftsform eines Vaters, war ihm unerträglich. Ein Genosse war Peter und nicht Bruno Kreisky. Dass für den jungen Menschen von damals keinerlei Chance auf „proaktive“ Teilhabe an Staat und Gesellschaft bestand, war selbstverständlich. Er war mit dem besten Posten aller Zeiten ausgestattet, mit dem verlorenen Posten. Vor Kreisky galt lückenlos als österreichisches Demokratieproblem, dass ein Mensch entweder rot oder schwarz war (und unter Kreisky auch nicht viel mehr), sonst war er nichts, und es gab Leute, die nach der Matura darüber mit sich verhandelten, ob sie nun zum CV oder zum BSA gingen – rein pragmatisch, Jobchancen, und gar keine Beeinträchtigung der Gesinnung. Den Mangel an Demokratie zu konstituieren war damals von keinem großen Interesse. Egal, was man gewählt hatte, es blieb immer die Sozialpartnerschaft in Form ihrer hervorragenden Vertreter Salinger und Benya an der Regierung, diese beide waren Felsen in der Brandung, auch wenn es gar keine Brandung gab. Der alte politische Trick, gegen die Mündigkeit den Wohlstand auszutauschen. Das ist einer der hausgemachten Gründe, die dem Rechtspopulismus hausgemachten Schwung verliehen, und die aggressive Bürgerlichkeit zum Beispiel eines Dieter Böhmdorfer hervorgebracht hat.

Das Wort „Kind“, ein „Kind der Kreisky-Zeit“ ist mit Bedacht gewählt, es ist eine Selbstkritik im Sinne der Metapher vom „Linksradikalismus als Kinderkrankheit.“ Durch die Kreisky-Zeit hat der Verfasser eine Art Urvertrauen entwickeln können, für das kein Anlass besteht - ein Gefühl dafür, dass alles in „guten Händen“ liegt. Eine Spur von Charisma hat scheinbar auch der Paternalismus nötig. Die Universitätsinstitute erschienen nach wie vor ungnädig.

Unglaublich, wenn ich heute lese, wie Leute damals in die Redaktionen kamen und willkommen geheißen wurden. Für Kreisky war es wahrscheinlich ein historischer Kompromiss, den er anstrebte, nämlich die Versöhnung von Sozialdemokratie und katholischer Kirche. Es ist einfach der „Stallgeruch“, der gar nichts mit Kierkegaards religiöser Radikalität zu tun hat. König, „der rote Kardinal“ war ein gern gesehener Gast im Haus. Der organisierte Kindesmissbrauch war damals, zur Zeit Kreiskys, noch nicht zu glauben, zumal ja unfassbarer Weise Ähnliches im Heim vom Wilhelminenberg geschah.

Nicht lange nach Kreiskys Tod nahm der Verfasser seine Irrtümer zurück, und definierte die Kreisky-Zeit vor allem als *eine Erhellung von oben*. Die Kreisky-Ära hatte vor allem eins dem proletaroiden Kleinbürgertum gebracht: eine Vorstellung vom Sinn der Bildung und dass die Eltern an diese Vorstellung glauben konnten. „Das Studium“ war in den bildungsfernen Schichten akzeptiert. Es war eine Veränderung der gesellschaftlichen Atmosphäre, die nicht aus dieser oder jener Maßnahme hervorging, sondern aus einer Kette von Beschlüssen und Ereignissen.

Für das Ende dieses Vortrags eignet sich vielleicht eine subjektive, politisch unerhebliche Anekdote. Der Vater des Verfassers war Revierinspektor bei der Staatspolizei und hatte in dieser Eigenschaft auch Bundeskanzler Kreiskys Sicherheit zu überwachen. Als Kreisky das erfuhr, stand er auf, ging auf den Gang hinaus und rief: „Ist ein Herr Schuh da?“ Nein, er war nicht da, und Kreiskys Reaktion war ein Anflug von Güte. ‚The Times – They Are a – Changin‘.